

Mißmutig schob der Schiffer das Fenster zu, trat einen Augenblick darauf aus der Hütte. Er schloß die Tür schnell hinter sich, denn der Regen und Wind peitschte im Augenblick in die trauliche Wärme des kleinen Raumes. Er drückte den Südwester tief in die Stirn, knöpfte seinen Wachstuchmantel zu und schritt mürrisch hinunter zu den Booten. Die hüpfen auf dem Wasser, rissen an den Ketten, das eine war halb voll Wasser geschlagen, das andere hatte einen Teil des Landungsstegs mit der Kette losgerissen.

Unten angelangt, schüttelte der Alte nochmals den Kopf:

„Es ist nicht gut, Herr, ich möchte raten zu warten.“

Statt der Antwort langte ich in die Briefftasche und reichte ihm einige Pfundscheine. Er schob sie in den Schaft seines Stiefels und löste achselzuckend die Boots-kette.

„Wenn was passiert,“ murmelte er und spukte in hohem Bogen aus, „mich trifft keine Schuld.“

Wir fuhren. Er mußte den Weg genau kennen, denn es war unmöglich, bei den dichten Nebel die Hand vor Augen zu sehen. Der Regen peitschte uns ins Gesicht und warf das Boot trotz der mächtigen Ruderschläge von Minute zu Minute weiter zurück. Erst als der Schiffer einen Haken schlug, gelang es ihm, sich langsam an den Landungssteg der Insel heranzuarbeiten, der plötzlich aus der grauen Wand vor uns auftauchte.

Die Landung war schwierig. Viermal versuchten wir es, ehe ich endlich den Balken des Geländers erfassen konnte und mich zweimal ausglitschend auf den Steg gezogen hatte.

Ohne ein Wort des Abschieds fuhr der Bootsmann zurück. Sogleich hatte ihn der Nebel verschluckt.

Einige Schritte und ich stand vor dem beschlagenen Portal des Hauses und läutete. Der Klang der Glocke schien in der Gewalt des Sturmes zu verwehen. Durch das Fenster sah das glattrasierte Gesicht des Haushofmeisters, der mißtrauisch nach meinem Begehre fragte.

Er öffnete umständlich die Tür und ich trat in die Halle, in der in einem hohen Kamin unförmige Holz-scheite knisterten und eine wohlige Wärme verbreiteten.

Frau Santander war nicht in der Halle, um mich zu begrüßen. Der Haushofmeister, der mit einem Blicke meine Verfassung erriet, sagte einfach: Wir wollen ihre Kleider in Ordnung bringen, mein Herr. Es war mir eine Erleichterung, daß nasse Zeug von mir abzutun, und ich warf es achtlos um mich herum auf den Boden meines Schlafzimmers, eines riesigen Raumes, ganz quadratisch bis auf ein bogenförmiges Balkonfenster an dem einen Ende. Der Sturm tobte an diesem Fenster und drohte es einzudrücken, innen aber gingen die Vorhänge nicht einmal leise auf und ab. Lautlosigkeit, so erinnerte ich mich, zeichnete dieses Haus aus. Und in der Tat, ich glaube, man hätte sich in diesem Zimmer heiser schreien können, und nebenan im Baderaum wäre nichts zu hören gewesen. Dorthin eilte ich und dehnte und streckte mich lange und schwelgerisch in der marmornen Wanne umher. Spielend wie ein Kind spritzte ich das Wasser über den Rand, um es gesammelt die kleinen Rinnen herabfließen zu sehen, die es dem Becken wieder zuführten. Als ich hinausstieg, eingehüllt in heiße Tücher, fand ich meine Kleider schon getrocknet und gebügelt. Wunderbare Ordnung in diesem Haushalt! Ein Gefühl unbeschreiblichen Wohlbehagens überkam mich, als ich fünf Minuten vor Essenszeit das Gesellschaftszimmer betrat. Es war leer. Welche Mühe Frau Santander auf ihre Toilette verwandte! Hatte sie es nötig, jetzt schon